wurde das Eckfenster aufgerissen, an einem Stock ein roter Fetzen geschwenkt, gleichzeitig öffnete sich das schwere Haltor von innen und ließ das Dienstauto der Behörde mit einer roten Fahne am Führersitz und von Bewaffneten besetzt unter kräftigem Hupenklang heraus. Ein vielstimmiges Jubelgeschrei der vorüberflutenden Masse übergellte das dumpfe Brausen.

Wie betäubt trat Geichow vom Fenster zurück. War das Wirklichkeit. Scharf schrillte neben ihm das Telephon. Mechanisch hob er den Hörer ans Ohr. Eine unbekannte rauhe Stimme meldete sich: „Hier Arbeiter- und Soldatenrat! Um 5 Uhr erwarten Sie unsere Abordnung zur Uebergabe!" Weiter nichts. Geichow lauschte noch einen Augenblick. Es blieb still. War es ein Spuk?

Da fiel sein Blick auf die harten Züge seiner Schreiber. Nein, es war Wirklichkeit, in deren Innern hatte sich die gleiche furchtbare Erkenntnis vollzogen. Das brachte ihn zur Besinnung. Er winkte den Schreibern ab. Die Arbeit hatte nun ja keinen Zweck. Wo blieb sein Ziel, sein Ehrgeiz, seine hochfliegenden Träume?

Er hatte sich sein Zivil bringen lassen und empfing die pünktlich mit einem Haufen Bewaffneter eintreffende Abordnung. Eine Uebergabe war nicht nötig. Geichow erhob sich von seinem Sessel, als der Führer der Abordnung mit einem eiligen Blick auf ihn zutrat. Sie hatten sich weiter nichts zu sagen, da einer des andern Gedanken im Augenblick wußte. Geichow machte eine Handbewegung auf seinen Schreibtisch hin, der Mann aus dem Volke nickte und setzte sich in den freigewordenen Sessel. Dann zündete er sich eine Zigarette an. Geichow aber ergriff seinen Hut und verließ aufrechten Ganges das Zimmer.

Draußen auf der Straße sank er in sich zusammen. Wie fröstelte ihn. Heimatlos, verstoßen, geächtet, aller Hoffnungen bar schlich er sich müde vorwärts. Was sollte nun werden? Sein ganzes Streben und Denken hatte er auf die eine Karte gesetzt, sich vorwärts zu bringen, höher zu steigen auf der militärischen Stufenleiter. Rücksichtslos hatte er diesem Ziele alles geopfert — und nun zerrinnt es wie ein Trugbild in ewige Nacht!

In der Stadt selbst war es ruhiger geworden. Schon huschten vereinzelt Schatten von Bürgern an ihm vorbei. Soldaten, Matrosen und Arbeiter hasteten mit schallenden Schritten in breiter Behäbigkeit durch die abendlichen Straßen. Sie unterhielten sich laut und unbekümmert: „Jetzt sind wir frei, nun können wir nur leben — eine bessere Zeit wird kommen — Bruder, Kamerad —". Wie Messerstiche schnitten diese aufgefangenen Worte dem Flüchtigen ins Herz. Er eilte nach Hause zu kommen.

Endlich war er dort. Verstört traten ihm seine Frau und seine greise Mutter auf dem Flur entgegen. Eisige, zitternde Hände streckten sich nach ihm aus. Die traute Heimlichkeit des Raumes umfing ihn einen Augenblick wie eine andere Welt. Da fiel sein Auge auf das mächtige Bild im Hintergrunde: „Der Geist von 1914", das den begeisterten Auszug deutscher Truppen darstellte. Ach, diese Welt bestand nicht mehr!

Stumm saßen sie sich beim Abendtisch gegenüber. Keiner wollte dem andern von seiner Mutlosigkeit sprechen, um ihm das Herz nicht noch mehr zu beschweren. Da krachte plötzlich in die Stille ein dumpfer Fall auf dem Vorraum. Hell klang der Ton splitternden Glases nach.

Die kleine Frau war flugs hinausgeeilt. Nun kam sie schluchzend zurück: „Unser schönes Bild von 1914 ist in tausend Scherben —" und als die beiden andern sich sprachlos ansahen, fügte sie hinzu: „Ich hatte versucht, heute Mittag einen Vorhang über das Bild zu decken, doch hielt er nicht. Dadurch war wohl der Nagel so belastet worden, daß er nun nachgegeben hat —."

Stumm nickte die greise Mutter gedankenvoll vor sich hin, während Fritz gelaßt meinte: „Laß die Scherben. Sie gehören einer verflossenen Zeit."

Und wieder ward es still im kleinen Kreis. Draußen ratterten schwere Kraftwagen auf dem Pflaster vorüber. Leise klirrte die Glasscheibe der großen Wanduhr mit. Nun hob die Uhr zu schlagen an — acht lange rollende Schläge. Beim letzten Schlage gab es einen Ruck wie wenn eine Kette reißt, dann einen doppelten schweren Aufschlag. Ein Pendelgewicht hatte sich gelöst, den Kastenboden der Uhr durchschlagen und war auf den Boden gefallen.

Entsetzt blickten sie sich an. Die Uhr stand. Endlich fand die Mutter mit zitternder Stimme das Wort:

„Ist dies nicht auch ein Symbol, ein Zeichen des Himmels? Selbst leblose Sachen wollen diese entsetzliche Zeit nicht mehr ertragen. Die Uhr steht still, Deutschlands letzte Stunde hat geschlagen."

Inzwischen war Fritz aufgestanden und an die Uhr getreten. Er hatte das Pendelgewicht aufgehoben und die Glasscheibe der Wanduhr geöffnet. Nun wandte er sich zu den beiden Frauen am Tisch zurück:

„Du hast ganz recht, Mutter, es ist ein Symbol. Aber Deine Auslegung ist falsch. Sieh hier, wie natürlich erklärt sich alles. Die Kette mußte reißen, weil sie der Rost gefressen hat. Nie haben wir selbst uns um das Innere unserer schönen Uhr gekümmert, um den Schaden rechtzeitig zu bemerken. Nun es soweit gekommen, sind wir entsetzt.

Aber es soll uns eine heilsame Lehre sein —" damit hängte er das Pendelgewicht an einen höheren Haken der Kette, zog mit kräftigen Drehungen die Uhr neu auf und rückte den Zeiger vor — „ich habe neue Zeit gestellt!"

Wahlsorgen.

Durch das deutsche Volk geht nun seit Wochen die tiefste Erregung und je näher wir dem Tag der Nationalversammlungswahlen kommen, desto heißer werden die Parteikämpfe. Von diesen Kämpfen wird nun auch der Teil des deutschen Volkes, der bisher, von einer verschwindenden Minderheit abgesehen, allem politischen Leben ferngestanden hat, ergriffen: die Frauen oder um genauer zu umschreiben, die bürgerlichen Frauen. Die sozialistischen Parteien, auf deren Programm schon seit Jahren die Forderung des Frauenstimmrechts steht und in deren Parteileben das weibliche Element mit tätig ist, sind besser daran als jene. Ihre Frauen betreten nicht Neuland.

Immer mehr, verhehlen wir uns das nicht, bemächtigt sich weiter bürgerlicher Frauenkreise eine gewisse Wahlangst. Schwerer und schwerer lastet die Verantwortung auf den Frauen, um deren Seelen von allen Seiten ein heißer Kampf entbrannt ist, da sie numerisch den Ausgang des Ringens entscheiden werden. Wahlaufruf über Wahlaufruf ergeht an sie, von links und rechts, und wenn sie sich glücklich durchgearbeitet hat, steht sie meist vor der Tatsache, daß keine Partei nicht Forderungen aufstellte, denen sie nicht zuzustimmen vermöchte und statt zur Klarheit gelangt zu sein, sieht sie sich erst recht in Zweifel gestürzt.

Und doch hilft es ihr nichts. Durch muß sie und wählen muß. Nicht eindringlich genug kann das immer und immer wiederholt werden, denn mancherorts wird über eine gewisse Wahlmüdigkeit seitens der bürgerlichen Frauen geklagt, über Reden wie: „ach, ich verstehe ja doch nichts davon" und „auf mich kommt es nicht an". Ja, es kommt darauf an. Und die Entschuldigung, daß man nichts verstehe, ist nicht stichhaltig. Denn, so gut wir die Gestaltung des künftigen Geschicks des Reiches durch die Wahl einfach Männern unseres Vertrauens übertragen, ebenso können wir Frauen, die wir uns durch den Haufen bedruckten Papiers und all die Vorgänge nicht allein durchzufinden wissen, uns auch von Menschen leiten lassen, die unser Vertrauen im persönlichen Leben genießen und denen wir einen weiteren Blick zutrauen, als uns selbst, die wir uns in der ausgenommenen Freiheit nicht so ohne weiteres selbständig zurechtfinden können.

Die Hausfrau ohne selbständiges politisches Interesse wird ja in der Regel ihrem natürlichen Vertrauten, dem Mann, politische Gefolgschaft leisten. Aber tausende unverheirateter, oder gattenlos gewordener Frauen fehlt dieser Führer zur Wahlurne. Dennoch aber dürfen sie nicht zurückbleiben. Denn sie sind es ja gerade, die die zahlenmäßig ausschlaggebenden sind. Es ist — auch wer der Frage des Frauenstimmrechts auch schon vor der Revolution freundlich und bejahend gegenüberstand, wird das zugeben — ein Geschenk, das uns damit gegeben wird, das viele bedrücken muß, und gerade die wertvollsten, die verantwortungsbewußtesten unter den Frauen, fühlen dies Geschick mit voller Stärke.

Aber, mag es uns auch noch so schwer fallen, die Aufgabe so unvorbereitet auf uns zu nehmen: wir müssen es tun. Abseits zu stehen, wäre Fahnenflucht. Wer unter den Frauen sich aber wirklich zu schwach fühlt, aus allereigenstem den Weg zu einer Partei zu finden, der lasse sich lieber von jemand, der sein Vertrauen hat, auf ihn führen, als daß er zurückbleibt.

Die Wahlsorgen, so schwer sie auch auf uns lasten mögen: noch schwerer wiegt die Wahlpflicht.

Die Revolution als Geburtsstätte unserer sozialistischen Dichtung.

Die Revolution von 1848 ist eigentlich ein Aufstand des Bürgertums, und bürgerlich ist der Grundton und die Grundlage ihres ganzen Verlaufes. Aber in diesen aufgewühlten und unruhig gärenden Zeiten regten sich doch in der Tiefe schon die Kräfte einer neuen Gedankenbewegung, die damals in England und Frankreich bereits ihre Form zu finden anfing: des Sozialismus. So ist denn in der 48er Revolution in Deutschland zum ersten Mal eine sozialistische Dichtung entstanden, die zwar noch nicht sozialdemokratisch war, da diese Partei damals noch nicht bestand, aber für die späteren Sozialdemokraten eine geradezu klassische Geltung bewahrt hat. Einige der Revolutionsdichter von 1848, wie Herwegh, haben sich ja später der Sozialdemokratie angeschlossen oder standen ihr wenigstens nahe. Zu diesen Dichtern, die vor allem das soziale Element der Revolution betonten, gehört Freiligrath, der während seiner Londoner Verbannung einige der ergreifendsten Stücke der englischen sozialen Dichtung, so Robert Burns „Trotz alledem!" und Thomas Hoods „Lied vom Hemde" übersetzte, und in seinem „Requiescat" einen Hymnus auf die Ehre und die Schwere der modernen Arbeit sang. Am ergreifendsten vielleicht kommt der soziale Unterton der Freiligrathschen Revolutionslyrik zum Ausdruck in seinem wundervollen und so wenig bekannten „Lied vom Tode", das er am 20. Oktober 1848 „den Berliner Arbeitern und Bürgerwehrmännern zur Totenfeier ihrer gefallenen Brüder" widmete. Da heißt es z. B.:

„Doch wir schreiben jetzt Achtundvierzig, ihr Herrn!
Und das Wetter ist da und ihr haltet's nicht auf!
Und wie ihr euch stellen mögt und sperrn:
Es nivelliert bis zu euch herauf!
Wolken auf Wolken, und Strahl auf Strahl,
Und der Donner kracht und das Echo gellt.
Der Odem Gottes wieder einmal
Reinigt die faul gewordene Welt!"

So wenig die Arbeiter einen eigentlichen aktiven Anteil an der Revolution hatten, so lenkten doch die furchtbaren Zustände in den Industriegebieten die Aufmerksamkeit auf das Elend der Massen. Besonders die Not der schlesischen Weber, die dann im Juni 1848 zu dem von Gerhart Hauptmann dramatisch gestalteten Weberaufstand führte, beschäftigte die Dichter. Das erschütterndste Werk, das diesen Stoff behandelt, ist Heines grandioses Fluchlied „Die Weber", das bereits durch den Weberaufstand von 1844 veranlaßt wurde. 1845 entstand dann das auch bei Hauptmann verwertete „Lied der Weber in Peterswaldau und Langenbiela", das in H. Püttmanns „Deutschem Bürgerbuch für 1845" veröffentlicht wurde. Dies Gedicht eines unbekannten Verfassers, das den Namen „Blutgericht" erhielt und nach der Melodie „Es liegt ein Schloß in Oesterreich" gesungen wurde, ist ein Volkslied von mächtiger, revolutionärer Gewalt geworden. Ebenso rief die Not der Arbeiter in den rheinisch-preußischen Industriebezirken die Dichter auf den Plan; der Elberfelder Kaufmann Adolf Schults verfaßte einige packende soziale Gedichte. Aus der schlesischen Webernot ist übrigens auch der erste sozialistische Roman Deutschlands entstanden: „Das Engelchen" von Robert Prutz. Stark sozialistische Züge trägt sodann die 1846 erschienene Gedichtsammlung „Lieder vom armen Mann" von Karl Beck, einem feurigen und kühnen Dichter, dessen Werke zu unrecht ganz vergessen sind. Töne, ähnlich denen des kommunistischen Manifestes, erklingen in einem Gedicht, das immer wieder die bohrende Frage erhebt: „Warum sind wir so arm?" In einem anderen Lied wendet sich Beck an Rothschild und ermahnt ihn, sich und sein Kapital in den Dienst der Armen und der Menschheit zu stellen: „Dein Name klingt wie eine Märe — Aus duftiger Tausend und einer Nacht: — Oh wär' dein Werk so schön! Oh wäre — Dein Herz so groß wie deine Macht!" Sozialistische Ideen kann man auch in den Gedichten des Berliner Kritikers Titus Ulrich finden, der dann später Sekretär bei der Generalintendantur der Berliner Hofbühnen wurde, und ebenso in der Lyrik des später als Kunstkritiker berühmt gewordenen Ludwig Pfau, der machtige Töne für das Prassen und Schwelgen der Fürsten und das Elend des Volkes findet. Das Motiv der Auswanderer, die in der Heimat nicht mehr Brot finden, klingt bei ihm an, wie in Freiligraths berühmten Gedicht, und in dem Gedicht „Die letzte Kuh" schildert er die harte Last der Steuern, die dem Armen alles wegnehmen.

Die Buchdruckerei von
Langer & Winterlich
RIESA
Goethestraße Nr. 69
hält sich zur Anfertigung nachstehender Drucksachen bei sauberer Ausführung und billigster Preisstellung bestens empfohlen.
Avise
Adreß- und Geschäftskarten
Briefköpfe, Briefdecken
Bestellzettel
Broschüren, Billets
Deklarationen
Danksagungs- und Einladungsbriefe
Einlaßkarten
Etiketten aller Art
Fakturen, Flugblätter
Formulare in div. Sorten
Frachtbriefe
Gebrauchsanweisungen
Fremdenzettel
Haus- und Fabrik-Ordnungen
Geburtsanzeigen
Hochzeitseinladungen
»Zeitungen und »Gedichte
Kastenschilder
Kostenanschläge
Kataloge, Kontrakte
Kontobücher
Lohnlisten, Mahnbriefe
Mitteilungen, Menus
Musterbücher, Notas
Plakate Programme
Preiskurante
Postkarten, Quittungen
Rabattmarken
Rechnungen
Speisen- und Weinkarten
Statuten, Tanzkarten
Stimm-, Theater- und Sackzettel
Visiten- und Verlobungskarten
Wechsel, Werke
Zirkulare, Zeugnisse
u. s. w.
Massenauflagen für Rotationsdruck.
Riesaer Tageblatt
— Amtsblatt —
Fernsprechstelle Nr. 20.
Telegramm-Adresse
Tageblatt Riesa.

Die Welt auf Kugeln.

Nicht nur die Erde selbst ist eine sogenannte „Kugel", in Wahrheit hat sie ja nicht völlige Kugelgestalt, sondern sie schließt eine besondere Welt, eine Welt auf Kugeln in sich. Wie war man doch so lange einfältig, wo man es so bequem hätte haben können! Der Lastträger, der eine Kiste auf einen Wagen aufladen oder einen Stein auf die Höhe der Mauer heraufbringen wollte, lehnte zwei Balken an und schob auf diesen seine Kiste in die Höhe. Die Arbeit wurde ihm herzlich sauer. Ebenso ging es dem Fischer, der ein Boot ans Land ziehen wollte. Die Reibung der Flächen aufeinander wirkte hemmend, bis schließlich vielleicht ein Zufall den richtigen Weg wies. Legt man ein paar runde Hölzer unter, so lassen sich Kiste und Boot viel bequemer in die Höhe oder ans Land rollen. Die vorher gleitende Reibung wird in eine rollende verwandelt und dadurch beträchtlich verringert. Die Arbeit wird erleichtert. Das wußten schon die alten Ägypter, deren Denkmäler und Darstellungen zeigen, wo riesige auf Schlittenkufen stehende Steinkolosse von Tausenden von Sklaven mit Hilfe untergelegter Rundhölzer vorwärts gezogen werden. Seit den Zeiten der ägyptischen Könige, bis in unser technisch fortgeschrittenes Jahrhundert hinein hat sich aber nichts mehr verändert. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man an, die rollende Reibung in ganz neuartiger Weise auszunützen, und das kam so: Damals gab es Fahrräder, die derart „ruckerten", daß es auch der leidenschaftlichste Anhänger des Radsportes nicht allzu lange auf ihnen aushielt und die man deshalb „Knochenschüttler" nannte. Selbst die schönsten untergelegten Kissen vermochten keine Rettung zu bringen. Nun legte man in die Achsen der Räder kleine Kugeln ein, so daß sich das Rad leichter drehte. Damit ging die Sache schon besser, und vom Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an wurde das „Kugellager" zunächst am Fahrrad allgemein gebraucht. Es besteht im allgemeinen aus zwei konzentrischen Stahlringen, einem kleineren und einem größeren, zwischen denen sich Stahlkugeln drehen. Dadurch wird die Reibung beträchtlich vermindert, die Achse gleitet im Lager, das Drehen wird erleichtert, das Fahren wird angenehm. Seitdem hat sich das Kugellager die Welt erobert und ist über das Gebiet des Radfahrens weit hinaus vorgedrungen. Die Räder der Automobile drehen sich auf den Kugeln, auf denen ihre Achsen aufliegen, die Wellen der Maschinen, die Achsen der Turbinen und die Schäfte der Propeller von See- und Luftschiffen sowie von Flugzeugen läßt man auf Kugellagern laufen. Wenn sich schwere Geschütze mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit herumschwenken lassen, als ob sie aus Pappe wären, so ist es nur deshalb möglich, weil sie auf Kugellagern stehen. Der Kran, der Tausende von Kilogrammen mit einer Art von Selbstverständlichkeit im Kreise herumführt, vermag das nur dank der Kugellager. Die Dreh- und Schiebebühne, die uns nach der rührsamen Szene in Aennchens Zimmer sofort die ganze Grausamkeit der Wolfsschlucht vor Augen erscheinen läßt, bewegt sich ebenfalls auf Kugeln. Große, schwere Schiebeleitern, von denen man glauben sollte, daß drei kräftige Männer zu ihrer Bedienung nötig sind, kann ein Kind öffnen und schließen, weil ihre untere Fläche auf Kugeln gleitet. In unsere Wohnung, in die Zapfen von Fenstern und Türen, beginnt das Kugellager einzuziehen. Die Schubladen neuer Möbel rollen leicht und geräuschlos auf Stahlkugeln. Ueberall tritt uns die Kugel, bald groß, bald klein, entgegen, die heutzutage in Millionen von Exemplaren in besonderen Fabriken aus härtestem Stahl angefertigt wird. Die Fabrikation geschieht in der Weise, daß man zunächst einzelne Teile des Lagers die sogenannten „Naben" sorgfältig abdreht und dann auf das genaueste kontrolliert. Dann werden sie geschliffen und poliert wozu Scheiben dienen, die teilweise 6000 Touren in der Minute machen. In ähnlicher Weise werden die Laufringe der Kugeln hergestellt. Der schwierigste Teil der Fabrikation ist aber die Anfertigung der Kugeln selbst, bei denen es auch bei den großen Exemplaren, die die ungeheure Last der riesigen drehbaren Panzertürme von Kriegsschiffen tragen müssen, auf eine Genauigkeit von Tausendsteln von Millimetern ankommt. Auch diese Kugeln werden aus bestem gehärtetem Stahl mittels besonderer Maschinen herausgeschnitten, abgedreht, poliert und dann mit Hilfe von Prüfungsapparaten kontrolliert, die zu den feinsten Instrumenten gehören, die unsere Präzisionstechnik herzustellen vermag. So gelingt es, jede nicht allen Ansprüchen genügende Kugel herauszufinden und sie auszuschalten. Nur durch diese sorgfältige Kontrolle und durch genau arbeitende Apparate, deren Herstellung ein Verdienst der deutschen Industrie ist, errang das Kugellager jene Verbreitung und jene ausgedehnte Anwendung, deren es sich heute allgemein erfreut.

Die Winterbekämpfung der Obstschädlinge.

Auch in den kurzen Tagen des Winters, während denen die Landarbeit im allgemeinen ruht, darf der Obstzüchter nicht feiern und muß bereits für das kommende Jahr vorsorgen. Eine wichtige Aufgabe ist da für ihn die Bekämpfung der Obstschädlinge, denen auch strenge Kälte häufig nicht das Geringste anzuhaben vermag.

Unkraut verdirbt nicht. Die Eier des Frostspanners bedecken zu Dutzenden die Zweige der Obstbäume. Auch der Ringelspinner, der Schwammspinner und der Schlehenspinner oder Lastträger legt auf den Obstbäumen seine Eier ab, die daselbst überwintern. Bei diesen Schmetterlingen ist es nun in vielen Fällen möglich, die Eier zu vernichten. Zu Häufchen oder Ringen vereint, werden sie an den kahlen Bäumen in der Nähe sichtbar, und mit der Vernichtung jedes Eierhäufchens ist eine ganze zukünftige Raupenbrut unmöglich gemacht. Besonders im Spalierobstgarten wird diese Bekämpfung möglich. Beim Schwammspinner hat man empfohlen, die mit braunen Haaren des Hinterleibs zugedeckten Eierhäufchen, die sogenannten Schwämmchen, mit Erdöl zu durchtränken, dem man Alkannin zugesetzt hat, damit man an der roten Farbe erkennt, welche Häufchen abgetötet sind. Weit schwieriger ist die Vernichtung von Eiern, die an Zweigen und Knospen abgelegt werden. Besonders Kleinschmetterlinge auf der